

Wir spielen Ping-Pong daheim

Autor(en): **Reinsch, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 7

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Türme der Schloßmauer noch aus der Inburgischen Zeit. An der Innenseite der Ringmauer ist die gut erhaltene Vohr, ein hölzerner, laubenartiger Anbau, von besonderer Bedeutung. Von hier aus schossen die Verteidiger aus den schmalen Schießscharten auf die Belagerer. Rechts davon, wo nun der Bezirkslandjäger seine Wohnung hat, waren schon in alter Zeit Dependenz des Schlosses. Die mächtigen Türme, mit dem Bollwerk den Hof einschließend, stehen auf natürlichen Sandsteinfelsen. Das Hauptgebäude, der Burgfried, erinnert noch am meisten an die alte zähringisch-Inburgische Zeit.

Ganz besonders birgt der heute zur Aufnahme historischer Sammlungen dienende Rittersaal beachtenswerte Erinnerungsfunde. Es sind Wandmalereien biblischen Inhalts, deren Ursprung ungefähr ums Jahr 1300 angelegt werden kann. Sie gehören zu den wertvollsten Ueberbleibsel aus jener Zeit. Hier muß vermutlich die die Burgkapelle gewesen sein. Bei Umbauten wurde vor einigen Jahren auch die Altarnische freigelegt.

Eine besondere Gunst erfuhr das Schloß Burghof im Jahre 1798. Als so manches bernische Schloß der Wut der Landbevölkerung erlag, als vom Emmental herunter der Flammenschein von Brandis leuchtete, da hangte man auch um die stolze Emmenfestung. Durch ein gütiges Geschick blieb uns das Schloß erhalten, und im gleichen Jahre hielt Vater Pestalozzi in Burghof seinen Einzug. Er errichtete im Schloß mit Hilfe der Regierung ein Erziehungsinstitut, das er später nach Hofwil und von da nach Yverdon verlegte. Eine neue Zeit brach an, die das Schloß der heutigen Bestimmung entgegenführte. Heute faßt es in seinen Mauern die verschiedenen Zweige der Bezirksbehörden.

O. B.

Wir spielen Ping-Pong daheim.

Ein billiger, schöner Heimsport für jedermann.
Von Gertrud Reinsch.

Die alten Gesellschaftsspiele sind so gut wie in Vergessenheit geraten und der Sport steht auch im Gesellschaftsleben an erster Stelle. Im Rauchsalon wird seltener gepokert und dafür mehr politisiert. Kurz: es fehlt bisher an einem die Gäste gefellig bindenden Mittel.

Diesem Umstande half nun ein „Mittel“ ab, das sehr empfehlenswert ist, aber noch lange nicht vollkommen in seiner eigentlichen Bedeutung erkannt worden ist. Das ist Ping-Pong, ein dem Tennis ähnliches Spiel, zu Deutsch Tischtennis. „Um Gottes Willen!“ höre ich da, „Tischtennis — damit sämtliche Kristallsachen in Scherben gehen und die Bilder von den Wänden fallen! Das fehlte gerade noch!“ So ist es aber nicht — weder mit den Kosten noch mit den Scherben.

Ping-Pong ist der rechte Gefelligkeits- und Heimsport, ist Familiensport und dadurch ein bindendes Mittel, das zugleich den Körper kräftigt. Es gehört weiter nichts dazu als ein etwa 1½ Meter breiter und 5 Meter langer Tisch. „Den haben wir nicht, also Schluß damit!“, so höre ich opponieren. Unsinn! Wer keinen so großen Tisch besitzt, be-



Die alte Stadtmauer mit ihren massiven Befestigungstürmen. Von Osten gesehen.

schaftet sich beim Schreiner zwei 2½ Meter lange und 1½ Meter breite Sperrholzplatten, die etwa 15 Franken kosten, legt sie auf den Tisch und hat die gewünschte Länge. Dann beschaffen wir uns die nötigen Zubehöriteile, also ein Netz, das quer über den Tisch gespannt und mit den Seitenpfeilern an die Plattenhälften angeschraubt wird, wodurch gleichzeitig die Platten zusammengehalten werden, sowie zwei oder vier Tischtennisschläger und einige Zelluloidbälle. Netz, Schläger und Bälle kosten etwa 4—6 Franken. Die Tischplatte aus zwei Teilen kann nach dem Spiel selbst in der „kleinsten Hütte“ gut beiseite gestellt werden, ohne Platz zu rauben. Wo aber wirklich Kristallsachen im Zimmer stehen, können diese sicher mit zwei Griffen beiseite gestellt werden und die Bilder sind durch die Zelluloidbälle nicht gefährdet.

Und nun zum Spiel! Die Regeln werden gut studiert und dann der Anfang gemacht. Das Interesse und die Freude am Spiel wachsen zusehends, und wo Kinder in der Familie sind, werden diese bald die Eltern oder die Eltern die Kinder anstecken. Wenn gute Bekannte kommen, wird es kein schleppendes Thema, keinen politischen Hader, keine langweiligen Unterhaltungen über das Wetter oder die Wirtschaftskrise geben, keinen Klatsch, keinen Zank, keinen Streit: Ping-Pong ist der Retter!

Aber noch eines kommt hinzu. Von Monat zu Monat wird das körperliche Wohlbefinden besser werden. Die Frau klagt nicht über Migräne, Rheuma, Alterserscheinungen; der Herr der Schöpfung findet am Abend eine Ausgleichsbeschäftigung zu seinem Beruf, sei er Arbeiter, Kopferwerkender oder Vertreter. Abends, wenn die Bälle pingen und pongen, vergessen alle die Alltagsorgen: Ping-Pong wird zum Sorgenbrecher und zum seelischen Bindemittel. Vater geht nicht mehr in die Kneipe, sondern muß seine Echtheit von gestern gegen Mutter ausweisen und heute Revanche haben. Die Kinder quängeln nicht dauernd vor Langeweile, entwickeln sich gut und lernen in der Schule besser. Der gesamte Blutumlauf, die Verdauung, kurz das ganze Befinden wird ein anderes in der Familie, in der geping-pongt wird.

Endlich der größte Vorteil: es bedarf keiner besonderen Kleidung, keines Fahrgeldes zum nächsten Turn-, Sport- oder Tennisplatz. Die Familie bleibt beisammen und treibt gemeinsam Gymnastik. Ping-Pong lohnt sogar

die Sportgegner aus, abgesehen von denen, die absolut bewegungsträge sind. Ihnen ist nicht mehr zu helfen. Spielt man ihnen aber ein Ping-Pong-Match vor, werden oft sogar die Trägsten mitgerissen. Es gibt ja keine Einwände, weil der Tisch meistens da ist und zwei bis vier Mark immer für eine gute Sache abgestoßen werden können, gegebenenfalls wird gespart und an jedem Tag in den Kalenderzetteln ein Geldstück eingewickelt und weggelegt, bis 20, 30, oder 40 Tage abgelaufen sind. Es gibt dann keine Angst um die schlanke Linie mehr und die Korpulenten haben — endlich! — das absolut sichere Entfettungsmittel gefunden: es ist gesundheitlich unschädlich.

Ping-ponggen wir an jedem Abend, wird es gut sein, leichte Schuhe anzuziehen, also Haus- oder Turnschuhe mit leichter Sohle, damit es keine Schrammen auf der Diele gibt und sich die tiefer wohnenden Mieter nicht beschweren. Und dann möglichst die Fenster auf und leicht gekleidet, das ist am gesündesten. Ping-Pong muß Lebens- und Tagesbedürfnis werden.

Der Teufelsgeiger.

Zum 150. Geburtstag Paganinis am 18. Februar 1934.

Skizze von Stephan Georgi.

Der große Schnitter zog durch die Länder; er schickte seinen Würgengel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte. In Frankreich eben erst verstummt, huben nun in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, hallten von Turin und Mailand aus weiter ins Land und dröhnten ihr dumpfes Memento durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene: bis in das noch immer behaglich-frivole Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

Der Ernst der Gefahrenlage wischte das Lachen aus galant scherzenden Gesichtern, und die verängstigten Parmasener liefen, Hilfe ersehend, in die Gotteshäuser. Als tröstliche Beruhigung nahmen sie es auf, als für den kommenden Feiertag eine Opfermesse in der Kathedrale anberaumt wurde.

In diese Zeit der allgemeinen Besorgnis sprang in das aufgeschreckte Parma unerwartet ein anderes Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten auffallend grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Satz stand, der sich mit nicht zu übertreffender Schnelligkeit durch die Stadt verbreitete, wie eine zündende Flamme einschlug und die Menge in einen Fieberbann zwang, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Parma geriet in Aufruhr. Stig distutierend saßen die Menschen in überfüllten Wirtshäusern, standen in Gruppen auf Plätzen und Straßen und überhörten die nahe Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Wundergeiger! Paganini, der Dämon von Genua!“

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der es vermocht hatte, eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz Forderung unerhörter Eintrittspreise in seine Teufelskonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, der seine Geliebte erstochen und im Gefängnis gefesselt haben sollte, der unzählige sensationelle Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von Toscana, eine Fürstin Borghese zu seinen Füßen gesehen hatte, der auf seinem Siegeszuge durch Europa schwindelnd hohe Summen erraffte und mit den Rutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn

des genuesischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, zu denen auch ein Teil der Geistlichkeit gehörte, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle sahen? Ueber allen diesen Gerüchten aber stand das eine: Paganini, der größte Geiger der Welt! Der Triumph Italiens! —

Von der Kathedrale herab riefen die Glocken. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengedröhn herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise um das Vierfache erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Paganini siegte über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer im Saal. Ein kurzes Klingelzeichen: das Orchester setzte zu einer Beethoven-Symphonie ein. Aber niemand achtete darauf, zu groß war die gespannte Erwartung. Als das Orchester abbrach, herrschte atemlose Stille. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche. Rufe wurden laut, Füße scharren. Da ertönte das dumpfe Grollen einiger türkischer Trommeln, der Vorhang teilte sich: Paganini stand auf der Bühne.

Das war Paganini? Durchweg schwarz gekleidet, stand eine langbeinige, knäckerne, maßlos dürre Gestalt vor der Menge; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die hageren Schultern; aus einem leichenblassen Gesicht traten die Backenknochen, stach eine große, über der Wurzel stark gewölbte Nase hervor; schmale, blutlose Lippen waren zu einem eisigen Lächeln zusammengekniffen, in dunklen Augen lag ein starrer, kalter Blick und an übertrieben langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske einer flehenden Demut, eines frierenden Hohns, eines lastenden Leides, einer verhaltenen dunklen Macht. Wer stand da auf der Bühne? Dämon oder Todtkranke? Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, dann sprang der Bogen auf die Saiten. — Leben kam in die dürre Gestalt.

Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter; das Orchester wogte auf. Aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe hinauf; in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen perlte in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem Höchston übersteigter Möglichkeit, der bleibend, schwingend, fast plastisch und greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam, zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Ein fühnes Allegretto folgte, das in Pfeilgeschwinden Läufen und Windungen dahinflog, Passagen rasten, wie Weitschenhiebe sauste der Springbogen durch die Luft, Tongarben sprühten auf, grelle Flageolett-Töne blitzen in einem Sturm dahinjagender Sechzehntelnoten. Ein überstürztes Piccicato; eine werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammende Geigenblitze hineinzudten. Aus dem Abschwellen des Orchesters ging die Geige mit einem gedrückten Staccato hervor, das sich düster, stöhnend dahinschleppte, dann zogen die Töne die unermessliche Last eines wegmüde Niederbrechenden mit sich, die keuchenden Atemzüge eines Sterbenden, so angstvoll, grauenhaft; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entsetzlicher nie hatte einen Menschen weinen hören, letztes Elend strich der Bogen aus den Saiten, so furchtbar, daß die Frauen unten im Saal die Zähne zusammenbissen, um nicht im Hilferuf eines unerträglichen Empfindens aufzustöhnen. Da glitt die Geige in ein lustleichtiges Tongewebe über, aus dem es erbenfern wie leise wimmernde Glöckchen klang, ein Adagio von bestridender Zartheit, voll süß-seligen Zaubers. Aber gleichsam,